

Nr. 45. Posen, den 10. November. 1895.

Der sechste Sinn.

Novelle von Woldemar Urban.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Auch Herr Amtmann Lassen kam, als er später Herrn Saegebühl und Fräulein Doris nach Dinglingen zurückfuhr, unwillkürlich auf die Idee, daß Max einen Fehltritt gemacht haben müsse. Fräulein Doris hatte nur Augen für Herrn Saegebühl, und als dieser im Laufe des Gesprächs äußerte, daß nächste Woche Neumond sei, sah er, wie sie in unnachahmlich graziöser Weise die Augen niederschlug und verschämt „Ja, Adolar" lispelte. Herr Lassen war wüthend, und die armen Pferde mußten büßen, was Max verschuldet hatte.

V.

Unter solchen ungewissen und beängstigenden Umständen kam der Dienstag, an dem die große Jagd auf Doberan stattfinden sollte, heran. Es war noch stockfinstere Nacht, als Max, eine kleine Laterne in der Hand, aus der Amtmannswohnung heraustrat und quer über den holprigen Hof wegging. Ein schneidender Nordwind blies über den frisch gefallenen Schnee.

„Potztausend, sind wir denn über Nacht nach Sibirien gerathen?" murmelte er für sich und langte nach einer kleinen Feldflasche, die ihm über der Schulter hing, um einen Schluck daraus zu nehmen. „Noch damit beschäftigt", bemerkte er plötzlich, wie im ungewissen Scheine seiner Laterne etwas herantrampelte, was nur in Bezug auf die Beine einer menschlichen Gestalt glich, während der Oberkörper, der sehr gebeugt war, vollständig unter den unförmlichen Kontouren eines dickwollenen Shawles verschwand.

„Wo zum Henker, Jochen, willst denn Du schon hin?" fragte er erstaunt, besann sich aber sofort darauf, daß ja seine Frage unnütz sei, weil Jochen nicht hörte. Zu seiner Ueberraschung verstand ihn aber Jochen trotz der dicken Umhüllungen von Kopf und Hals und Oberkörper sehr gut, denn er antwortete

„Ach, wo wäre mer hinwolle, Herr Inschpekter? Zu Ihne!" Dabei lachte er in so verschmitzter, schlauer Weise, als ob er den Stein der Weisen gefunden hätte und hielt ihm ein kleines Gläschen entgegen. Max hatte die Flasche noch in der Hand und verstand sofort, was der Alte wollte. Lachend goß er ihm eine Kleinigkeit in sein Gläschen, die der Alte mit einer eigenthümlichen, spaßigen Geberde hinunter wippte.

„Aber Jochen", sagte der junge Mann drohend, „weißt Du denn nicht, daß der Schnaps in Deinem Alter Gift ist? Jeder Schnaps ist für Dich ein Nagel zu Deinem Sarge."

„Hä, hä, hä", lachte der Alte in seiner gemüthlichen, schlauen Art, „das wisse mer wohl, Herr Inschpekter; hebbe Se kei Sorg und gebbe Se mer noch e Sargnagel."

Diesmal schien es Herrn Horn nicht unangenehm zu sein, mit seinen Bekehrungsversuchen so wenig Glück zu haben. Er schenkte dem Alten sein Gläschen noch einmal voll; als Jochen aber auch dieses mit seiner fast übermüthigen und burschikosen Lustigkeit „ausdrückte", wie er es selbst nannte, konnte sich Max nicht enthalten, seiner Verwunderung Ausdruck zu geben.

„Aber Jochen", sagte er, „aber Jochen! Jetzt werde nun ich einmal zur Abwechslung taub werden."

Dee Alte steckte sein Glächen wieder ein und blinzelte den jungen Herrn schlau an.

„Werd' Se nix schade, Herr Inschpekter, werd Se nix schade. Aber die Auge müsse Se aufsperre. Die Auge sind das Beschte am ganze Kopp."

Dann trat der alte Schlaumeier noch näher an den jungen Mann heran und flüsterte halblaut:

„Wenn i au nit Alles hör', Herr Inschpekter, was auf'm Hof passirt, so seh' ich doch Vieles, was Andere nit sehen. Un wenn der Herr Inschpekter in der Ernte auf de Felder 'nausreit, oder wenn er am Abend zurückkommt, dann seh' i, wie's gnäd'ge Fröln hinter der Gardine steht und luget durch die Gläser durre, mit dene mer so weit sieht, und i weiß, wer emal Herr auf'm Hof werd, hä, hä, hä!"

„Jochen, Du bist wohl schon in aller Frühe des Teufels!" fuhr Herr Horn heftig auf und wurde über und über roth, „wie kommst Du zu so tollem Geschwätz?"

„Hä, hä, hä, i weiß es halt doch, Herr Inschpekter!" lachte der Alte wieder mit einer gewissen Verstecktheit.

„Wo Du Dir erlaubst, solches Zeug weiterzuschwätzen, Jochen, wo Du Dir das erlaubst!" drohte ihm Max zornig.

„Schon gut, Herr Inschpekter, schon gut. Der alte Jochen ist doch kei Pinsel? Hä, hä, hä", und lachend humpelte er davon.

„Jochen, wenn Du Geschwätz machst", rief ihm Max noch nach, „wenn Du —"

„Schon gut, habbe da kei Sorg, Herr Inschpekter, der alte Jochen ist schon lang nit so dumm, wie er ausschaut", klang es zurück, dann verschwand der Alte im Dunkel.

Wenn dem jungen Herrn Horn ein Geist erschienen wäre und hätte zu ihm gesagt, daß er auf der Stelle nach dem Cap der Guten Hoffnung abreisen müsse, so hätte ihn das nicht in größere Aufregung versetzen können als die Erscheinung des alten Jochen und seine Reden. Wie kam in aller Welt der alte

Mann dazu, auf solche Sachen Acht zu geben? Und was noch schlimmer war, wie kam er dazu, von Sachen zu reden, die Max selbst nicht einmal zu denken wagte? Wie der Blitz den Blitzableiter als ein verwandtes Element sucht und findet, und — gleichsam im Kuß — an ihm niederflammt, so war die Plauderei des alten Jochen in seine Brust gefallen und hatte Alles in Wallung gebracht.

Es mußte doch schon, auch wenn sich Max es nicht eingestehen wollte, einiger Zündstoff vorhanden gewesen sein. Seine Bekanntschaft mit Fräulein Corinna von Fahlen beschränkte sich auf zwei Begegnungen. Einmal hatte er sie ganz unvermuthet im Gemüsegarten getroffen, wo Max einige Fallen gegen das Wild, das dort viel Schaden machte, aufgestellt hatte. Ein Gruß, eine stumme Verbeugung war das Resultat gewesen. Einige Tage darauf hatte sie ihn zu sich rufen lassen und nach den Anordnungen in Bezug auf die Jagd gefragt. Er hatte ihre Fragen in höflicher und ausgiebiger Weise beantwortet und sie dann auf ihren Wunsch nach Ellingen hinaus begleitet, von wo das Treiben beginnen sollte. Dabei hatte er mehrfach Gelegenheit gehabt, die kräftige Energie der kleinen Hände, mit denen sie das Pferd herumwarf oder im Zügel hielt, die schmiegsame und edelproportionirte Gestalt und vor Allem die wunderbare, glockenhelle Stimme zu bewundern, bei deren Klang ihm so eigenthümlich wohlig und doch befangen wurde.

Die Unterhaltung hatte sich dabei in den strengsten Formen gehalten. Die Zahl der Treiber, die muthmaßliche Jagdbeute, die Unterbringung der Gäste und dergleichen — sonst nichts. Mit einem schweigenden Kopfnicken hatte sie ihm dann gedankt und sich gleichzeitig von ihm verabschiedet, allein nach dem Schloß zurückkehrend. Das war Alles und sah das aus, als ob — —

Jochen war ein Esel! Mit diesem Forschungsresultat ging Herr Horn mit seiner Laterne weiter über den Hof nach dem Pferdestall, um zu sehen, ob die Knechte die Pferde richtig, wie es sich gehörte, gefüttert hätten.

Er war noch mit der Inspektion des Pferdestalles beschäftigt, kroch zwischen den Pferden herum, rührte in dem Gemengsel, das die Knechte den Pferden in die Krippen geschüttet hatten, als er draußen seinen Namen rufen hörte.

„Er ist im Pferdestalle", klang die Stimme des alten Jochen, „gehen Sie nur hinein, Jungfer, es wird Sie Niemand beißen."

„Oh mein Gott, können Sie ihn nicht herausrufen? Er soll zum gnädigen Fräulein kommen."

Es war die Kammerfrau des Fräulein von Fahlen, und Herr Horn beeilte sich, in eigenthümlicher Weise bestürzt und verwirrt, aus dem Pferdestall herauszukommen.

„Sagen Sie dem gnädigen Fräulein, daß ich sofort bei ihr sein werde. Ich will mich nur ein wenig reinigen."

Das Mädchen ging und er stürzte nach seiner Wohnung, wo er sich in aller Eile nach seiner Meinung präsentabel machte. Dann ging er nach dem Schloß.

Herr Horn schritt sporenklirrend durch mehrere Korridore und Säle, ehe er in den kleinen Salon trat, den Fräulein von Fahlen zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalt erwählt und dementsprechend ausmöblirt hatte. Als er eintrat, stand Fräulein von Fahlen in einer einfachen, schlicht herabfallenden grauen Woll-Toilette, die ihre schlanke, schmiegsame und kräftige Gestalt vorzüglich kleidete, am Kamin. Es schien Herrn Horn, als ob sie auf ihn warte und ziemlich ungeduldig über sein langes Ausbleiben sei.

„Es sollte mir leid thun, Herr Horn, wenn ich Sie in Ihrem Morgenschlummer gestört hätte", sagte sie mit einer fast peinlich korrekten Betonung.

„Ich bitte um Entschuldigung, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie warten ließ. Ich war im Pferdestall, als Sie die Güte hatten, mich rufen zu lassen, und bin nur über den Hof gegangen, um mich erst zu reinigen."

„Ich weiß sehr wohl, was ein Pferdestall ist und Sie hätten deshalb nicht nöthig gehabt, mich warten zu lassen", fuhr Fräulein von Fahlen fort. „Indessen hat das nichts zu sagen. Ich wollte Sie nur fragen, Herr Horn, ob Sie für unsere Gäste genügende Vorsorge getroffen und Alles in der besprochenen Weise arrangirt haben. Ich möchte nicht, daß es an irgend etwas fehlte und wenn Ihnen etwas unzureichend oder unzulänglich erschienen ist, so bitte ich Sie dringend, mir das jetzt zu sagen. Ich werde in diesem Falle sofort Abhülfe schaffen."

„Sie dürfen sich vollständig beruhigen, gnädiges Fräulein es sind auch die weitgehendsten Ansprüche vorgesehen, und es wird Ihren Gästen nichts zu ihrem Wohlbehagen fehlen."

„Gut. Herr Lassen hat mir schon mitgetheilt, daß Sie sich in sehr anerkennenswerther Weise mit den Arrangements befaßt haben, und ich bin Ihnen dafür sehr dankbar. Nur wäre es mir selbstverständlich sehr peinlich, wenn sich hinterher irgend welche Mängel herausstellten. Ich möchte Sie noch bitten, Herr Horn, sich den Empfang der Gäste, die ja nun jede Minute eintreffen können, angelegen sein zu lassen, da ich doch nicht gut selbst in dem verschneiten Schloßhofe — —"

„Sie ehren mich mit Ihrer Bitte, gnädiges Fräulein, und ich werde Alles aufbieten, um ihr in bester Weise nachzukommen."

„Und ich danke Ihnen dafür, Sie haben vielleicht die Güte, Herr Horn, Alle in dem neuen Glashause zu versammeln, wo das Frühstück hergerichtet ist. Dort werde ich Ihnen dann die Honneurs abnehmen und meine Gäste selbst bewirthen."

„Ganz nach Ihrem Befehl, gnädiges Fräulein", sagte Herr Horn und wollte sich mit einer Verbeugung zurückziehen, weil er wohl wußte, daß Fräulein von Fahlen ein kurz und bündiges Reden und Handeln liebte.

„Hm — — noch eins, Herr Horn — —" hörte er plötzlich ihre Stimme, aber das war gar nicht mehr der frische energische Ton von sonst; zögernd, unbestimmt, fast zaghaft kam es von den Lippen, aber Max hatte in seinem Leben noch nie so etwas menschlich Weiches, fast Rührendes gehört wie diese Stimme. Er hätte nie geglaubt, daß die resolute Kürze und Entschiedenheit ihres Wesens, die bestimmte Sicherheit ihres Auftretens einer so delikaten Reserve, einer so lauernden und lächelnden Neugier fähig gewesen wäre.

„Gnädiges Fräulein?" fragte er leichthin.

Ein feines Lächeln umspielte ihren Mund und sie senkte die Augen, um ihre schmale Hand mit einer Aufmerksamkeit zu betrachten, als ob sie diese in ihrem Leben noch nicht gesehen hätte.

„Herr Lassen hat mir gesagt, daß Sie Doberau bald wieder zu verlassen gedenken, da sie, wie ich das auch ganz natürlich finde, darauf erpicht sind, Ihre Studien in Heidelberg wieder aufzunehmen."

Max zuckte die Achseln, als ob er die Sache nicht recht begriffe.

„Herr Lassen hätte Ihnen auch etwas Gescheiteres sage können", antwortete er kurz.

Sie spielte die Ueberraschte und sah ihn mit ihren reinen, klaren Augen wie die erstaunte Unschuld an.

„Wie? Ist das nicht etwa exakt?"

„Exakt? Das gerade Gegentheil wäre exakt; gnädiges Fräulein."

„Ah, sehen Sie mal an, Herr Horn. Das ist das erste, was ich davon höre und es wundert mich in der That. Denn wie mir Herr Lassen erzählte, haben sie sich ja in Heidelberg — nun — vortrefflich amüsirt. Es wäre also nur natürlich gewesen, daß Sie sich dahin zurücksehnten."

Der junge Student gerieth sichtlich in Verlegenheit. Sein guter Freund Alex hatte ihm da eine schöne Suppe eingebrockt. Was wußte er jetzt davon, wie weit es Lassen für gut gefunden hatte, von seinen Heidelberger Amüsements zu erzählen? Wieviel wußte sie? Wußte sie etwa gar Alles? Auch das von der schönen Adele? Oder wußte sie am Ende garnichts und schlug nur auf den Busch? Er ahnte fast so etwas und wenn er unbefangen gewesen wäre, so hätte er es vielleicht aus ihren neckisch lächelnden Mienen herausgelesen, mit denen sie sich an seiner Verlegenheit zu weiden schien. Nach einer kleinen verlegenen Pause hob er aber den Kopf energisch in die Höhe und sagte mit ziemlicher Bestimmtheit:

„Mein Fräulein, ich weiß nicht, was Ihnen Herr Lassen Alles erzählt hat, die Wahrheit aber ist, daß ich nur höchst ungern, nur gezwungen nach Heidelberg zurückgehen würde, da mir das ganze Studium zuwider ist. Die Wahrheit ist, daß ich von ganzer Seele wünsche, die Landwirthschaft zu erlernen, weil ich die freie Gottesnatur über Alles und besonders mehr liebe, als Hörsäle und Kanzel und die ganze Dogmatik. Die Wahrheit ist, daß ich am liebsten in Doberan bliebe, wo ich unter der Leitung meines Vetters Lassen mit der Zeit ein tüchtiger Bauer zu werden hoffe, woran ich in Heidelberg nach meinen bisherigen

Erfolgen, oder wenn Sie wollen, Mißerfolgen, verzweifeln muß."

Sie beobachtete ihn mit einer Aufmerksamkeit, als ob sie ihn malen wolle.

„Und wer hindert Sie denn, zu thun, was Sie wünschen? Sind Sie nicht ein Mann, Herr Horn, der gesonnen ist, selbst für seine Zukunft einzustehen?

„Ich wüßte nicht, was sie sonst annehmen können, gnädiges Fräulein."

„Nun also. Damit Sie für ihre Zukunft einstehen können, muß Ihnen jeder denkende Kopf auch die Selbstbestimmung dieser Zukunft einräumen. Wer also kann es hindern, ein Landwirth zu werden, sobald sie es werden wollen?"

„Meine Familie wünscht es nicht."

„Weshalb?"

„Einer Voreingenommenheit halber."

„Und eines Vorurtheils wegen wollen Sie auf Ihre Karrière verzichten?"

„Gnädiges Fräulein, Sie kennen doch trotz Ihres langen Aufenthalts in England Ihr Heimathland gut genug, um zu wissen, was hier die Familie für einen Einfluß ausübt. Wir haben keinen stärkeren! Und diesem Einfluß sollte ich mich entziehen? Wie ein losgelöstes Blatt im Winde treiben mein Leben lang?"

Herr Horn junior war ein Impressionist, das heißt, ein Charakter, der ebenso gut unter der Herrschaft des augenblicklichen Gefühls stand, wie er auch die Macht hatte, Andere unter die Wucht seiner momentanen Gefühlswallung zu bewegen. Der Ton seiner Stimme, sein Blick und seine Mienen waren ein so unmittelbarer treuer Spiegel seiner tiefen Innerlichkeit und Gefühlswärme, daß sich seine Zuhörer ihm nicht entziehen konnten.

So war auch Fräulein von Fahlen bei dem ganz leichten Zittern seiner Stimme plötzlich ernst geworden und schlug für einen kurzen Moment den Blick zu Boden.

„Verzeihen Sie, Herr Horn", sagte sie; „ich war zu rasch als daß mein Urtheil hätte ein gutes sein können. Es würde sich also, fuhr sie in einem lichteren Tone fort, darum handeln, das Vorurtheil zu besiegen."

„Das ist's, gnädiges Fräulein", sagte er mit großer Lebhaftigkeit; „wer mir zu diesem Siege verhilft, dem würde ich verbunden sein für mein ganzes Leben."

„Nun", sagte sie wieder mit einem neugierigen Lächeln, das würde sich schon verlohnen. Wie wär's, Herr Horn, wenn ich heute einmal Gelegenheit nehmen würde, mit Ihrem Herrn Papa davon zu reden? Ich sollte meinen, ich könnte etwas ausrichten."

„Wie, gnädiges Fräulein, Sie wollten sich meiner annehmen?"

„Ei, warum nicht? Das ist Christenpflicht. Man muß sich aller Menschen annehmen."

„Mein Vater wird Ihnen nicht widerstehen können", frohlockte er.

„Weshalb glauben Sie das?" fragte sie rasch.

Das war nun eigentlich eine Gewissensfrage; sollte er ihr darauf mit einem Compliment antworten? Sie schien das zu wünschen, er aber fürchtete, geckenhaft damit zu werden, und das wollte er um jeden Preis vermeiden.

„Aus Rücksicht auf meinen Vetter", antwortete er. Er log. Er glaubte innerlich vielmehr, daß Fräulein von Fahlen ohne Weiteres für jeden unwiderstehlich sein müsse. Er wußte also auch, daß er log und wurde darüber roth. Sie schien es aber auch zu wissen, denn sie sagte hastig und, wie ihm schien, um eine gewisse Verwirrung zu verbergen:

„Gehen Sie rasch, Herr Horn, denn wenn ich nicht irre, hörte ich soeben einen Wagen in den Hof rollen. Gehen Sie an Ihr Amt. Es werden Gäste sein."

Max begriff nicht und hat es nie in seinem Leben begriffen, warum gerade jetzt Gäste ankommen mußten. Aber es war einmal so und deshalb verabschiedete er sich rasch und eilte in den Hof hinunter.

VI.

Als einer der letzten Jagdgäste erschien endlich auch Herr Horn senior, der in einem offenen Wägelchen mit Herrn Aktuar Saegebühl von Dinglingen aufgebrochen war, unterwegs aber einen unliebsamen Aufenthalt gehabt hatte, weil sich auf den holprigen Wegen ein Rad gelöst hatte. Es war schon hellerlichter Tag und die Sonne schien bereits glitzernd durch die wunderhübsch mit Rauhfrost überzogenen Bäume, als Max seinen Vater endlich auf dem Gutshof von Doberan begrüßen konnte.

„Gott sei Dank, Vater, daß Du endlich kommst", sagte Max, dem eine ganz außergewöhnlich gute Laune aus den Augen leuchtete, „wie hast Du Dich so verspätet? Ich glaubte schon, es wäre Dir ein Unglück zugestoßen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Martinsvogel in der Küche.

Von Klara Roth.

(Nachdruck verboten.)

Der November ist meist ein recht ungemüthlicher Monat. Es regnet, stürmt oder schneit, und meist macht sich schon eine empfindliche Kälte bemerkbar, die uns nicht nur das Bedürfniß nach wärmerer Kleidung, sondern auch nach kräftigerer Nahrung empfinden läßt. Nunmehr beginnt das Fleisch gemästeter Hausthiere, mit dem Wildpret abwechselnd, eine wichtige Rolle in der Küche zu spielen, und zumal die Gans, der allbeliebte „Martinsvogel", dessen Fleisch jetzt am schmackhaftesten, kommt zu hohen Ehren.

Zwar führt Brillat-Savarin, der berühmte Feinschmecker, unter den von ihm zusammengestellten „gastronomischen Probirschüsseln", welche die Quintessenz des Besten und Feinsten, was die Kochkunst auf den Tisch zu bringen vermag, bieten sollen, wohl Truthahn, Kapaun, Wachteln, Ortolanen und Fasan, aber keinen Gansbraten (wohl dagegen Straßburger Gänseleberpastete) auf, und es ist fraglos, daß es zahlreiche Arten von Geflügel giebt, die feiner im Geschmack sind, als die „Retterinnen des Kapitols."

Trotzdem aber behält der Spruch von der „gut gebratenen Gans" seine Richtigkeit, wie auch K. F. v. Rumohr, eine andere gastronomische Autorität, nachdem er in seinem „Geist der Kochkunst" zuerst junge Hähnchen, Masthühner u. s. w. gebührend gepriesen, auch der fetten, jungen und zarten Gans volle Anerkennung widerfahren läßt. „Sie ist," meint er, „eine pikante Brünette", mit der man, namentlich bei Abwesenheit der imposanten Blondine, des Masthuhns, recht gern fürlieb nimmt. In Ermangelung des letzteren befleckt also eine Gans, welche die eben genannten Eigenschaften besitzt, die Ehre des Spießes durchaus nicht, und obgleich sie für einen zur sog. Hausmannskost gehörigen Braten gilt, kennen wir doch ganz vorzüglich begabte Gaumen, die sie sich von Herzen wohl schmecken lassen."

Die goldbraun gebratene Gans wird daher mit Freuden auf unserem Tische begrüßt, aber dies überaus nützliche Federvieh liefert auch sonst noch mancherlei delikate Leckerbissen, wie geräucherte Brüste, Gänseleber, Gänsesülze, und sogar sein Blut kommt, wie sonst von allen Thieren nur noch das des Schweines, unserem Appetit zu Gute. Das Gänseblut bildet ja einen wesentlichen Bestandtheil des Gänsekleins, das in manchen Gegenden auch als Gänseschwarz und, wegen des zugesetzten Essigs, als Gänsesauer oder Schwarzsauer bezeichnet wird. Die Gänsezucht ist aber auch der Federn und des Fettes wegen von großem Vortheil für die Hauswirthschaft; die Eier, obwohl etwas scharf von Geschmack, werden ebenfalls vielfach verzehrt.

Das Mästen der Gänse wird vom September an bis Ende Dezember vorgenommen; die armen Thiere werden dazu einzeln in einen engen, schmalen Stall gesperrt, worin sie sich nicht umdrehen können, da Ruhe und Mangel an Bewegung das Fettwerden begünstigt. Natürlich mästet die erfahrene Hausfrau nur junge Thiere, die an der noch weichen Halsröhre, dem weißlich-gelben oder blässeren Schnabel und der heiseren Stimme erkennbar sind; auch haben die Weibchen noch nicht den sogenannten Legebauch, einen unten am Bauche befindlichen dicken, wulstartigen Hauthügel. Am delikatesten soll das Fleisch der nach Art der welschen Hühner gemästeten Gänse sein. Man

bereitet dazu täglich aus 8 Loth Hirsen- oder Gerstenmehl, 15 Gramm zerlassener Butter und etwas Milch einen festen Teig, der in drei Portionen getheilt und zu länglichen Kugeln geförmt wird. Dreimal täglich erhält die Gans eine solche Portion; vor dem Stopfen aber müssen die Kugeln jedesmal in Milch getaucht werden. Als Getränk erhält die Patientin, wie man den auf diese Weise behandelten Vogel wohl nennen darf, täglich 125 Gramm süße Milch; die Gans wird dann binnen 24 Tagen bereits einen erstaunlichen Grad von Wohlbeleibtheit gewahren lassen. Man braucht übrigens die Gänse, um sie fett zu bekommen, nicht zu stopfen (nudeln), was doch immerhin eine Thierquälerei ist, sondern es giebt auch noch andere vortheilhafte Arten der Mästung, auf die wir hier jedoch nicht näher eingehen können.

Etwa zwölf Stunden vor dem Schlachten darf man der gemästeten Gans kein Futter und Wasser mehr reichen; nach dem Schlachten wird sie alsbald gerupft, so lange der Leib noch warm ist, und zwar sehr behutsam, damit keine Löcher in die Haut gerissen werden. Die Hausfrau, welche die Gänse nicht selbst mästet, sondern bereits gerupft auf dem Markte oder beim Händler ersteht, hüte sich davor, daß ihr eine fettgemachte alte Gans in die Hände gespielt wird. In erster Linie hat man genau auf die Füße zu achten. Bei einem jungen Thiere sind sie noch blaß und leicht zerreißbar. Ferner ist der Ring um die Pupille im Auge weiß, bei alten Thieren dagegen blau oder gelb; der Schnabel der jungen Gans hat eine blaßgelbe Farbe, die Gurgel zerdrückt sich leicht und bricht wie Glas, wohingegen sie sich bei alten Gänsen kaum beugen läßt.

Die Bratgans wird in Schwaben meist ungefüllt gebraten und mit Sauerkraut verspeist, während man sie in Norddeutschland und Oesterreich gern mit Kastanien und Aepfeln oder Kastanien allein füllt. Einfach und gut ist auch eine Fülle von frisch gesottenen, in kleine Würfel geschnittenen Kartoffeln. Die Würfel werden gedämpft, gesalzen und etwas Pfeffer und pulverisirter Majoran daran gethan.

Wie schon bemerkt, ist das Gänsefett für die Haushaltung von großem Werthe. Liebhaber davon verzehren das erkaltete Schmalz auf Brot statt der Butter gestrichen; aber auch viele Gemüse lassen sich vortheilhaft damit zubereiten, so z. B. das Sauerkraut und ganz besonders der Spinat, dem es einen vortrefflichen Geschmack mittheilt. Gleich beim Aufschneiden der vor dem Braten zuerst mit strudelndem Wasser abgebrühten und dann zwei Tage in die Luft gehängten Gans wird das Fett behutsam von den Gedärmen abgetrennt und das Bauchfett weggenommen. Das beim Braten von der Gans abgeschöpfte Fett läßt man kalt werden, hebt es sorgsam von dem unten befindlichen Wasser ab, kocht es in einer eisernen Pfanne mit einer geschälten Zwiebel, bis diese sich gelblich färbt, und gießt es dann in den dazu bestimmten Topf. Bemerkt sei noch, daß man dieses Fett nicht mit dem Bauchschmalz vermengen darf und es zuerst verbrauchen muß, da es seiner wässerigen Theile wegen sich nicht so lange hält.

„Pommerscher Kaviar", Gänsefloom oder Flum ist ein in Pommern sehr beliebtes, eigenartiges und schwärzlich aussehendes Gericht aus Gänsefett, Kräutern und Zwiebeln. Man verwendet dazu nicht das Bratenschmalz, sondern das Fett, welches man dem Thier vorher aus dem Leibe nimmt, wässert und hierauf ausschmilzt. Man verrührt es zu einer schaumigen Masse, würzt es mit Zwiebeln und Salz und reicht es zu Hülsenfrüchten; oder das Fett wird mit Majoran, Thymian, Borsdorfer Zwiebeln und Gewürz ausgebraten, bis es sich bräunt, und das flüssige Schmalz abgeschöpft. Den Rückstand speist man heiß mit Kartoffeln in der Schale oder auch kalt.

Eine Delikatesse allerersten Ranges sind die Spickgänse, deren Paradies bekanntlich Rügenwalde in Pommern ist, von wo sie nicht nur nach Nordamerika, sondern selbst nach Japan und Siam — für die Tropen natürlich besonders konservirt — verschickt werden. Zu ihrer Bereitung verfährt man folgendermaßen: Jungen, gut gemästeten Thieren schlägt man nach dem Ausnehmen Hals, Füße und Flügel knapp am Rumpfe ab, worauf letzterer genau in der Mitte der Länge nach gespalten wird. Alsdann reibt man jede Hälfte stark mit 3 Theilen Salz, 1 Theil Zucker und mit etwas Salpeter ein, packt sie darauf recht fest in einen glasirten Steintopf und läßt sie fünf bis sechs Tage darin liegen. Nach dem Herausnehmen werden sie gut in trockener Weizenkleie herumgewälzt und acht Tage in den Rauch gehängt. Hernach nimmt man sie aus dem Rauch und läßt sie recht luftig hängen, befreit sie indessen erst nach ferneren acht Tagen von der daran haftenden Kleie.

Eine andere gute Vorschrift zum Räuchern ist folgende: Man läßt die Gänse drei Tage lang im Salz liegen, reibt die naß herausgenommenen tüchtig in Weizenkleie ein, bis das Fleisch ganz davon bedeckt ist, und hängt sie nun acht Tage in den Rauch. Nachdem man sie eine Woche auf einem luftigen Speicher hat trocknen lassen, wird die Kleie mit einem reinen, leinenen Lappen abgerieben. Die Außenseite wird wachsgelb, das Fett schneeweiß und das Fleisch schön roth; es hält sich lange saftig, ist sehr wohlschmeckend und wird roh mit Pfeffer und Salz verspeist.

Um geräucherte Gänsebrüste herzustellen, schneidet man nach dem Ausnehmen die ganze Brust ab, reibt sie mit 15 Gramm Salpeter und einer Handvoll Salz ein und legt sie in ein passendes Geschirr, das mit einem Brett zugedeckt und acht bis zehn Tage beschwert gehalten wird. Nachher reibt man die Brüste mit einem leinenen Tuche ab, bindet ein Papier rund um und hängt sie in einem kalten Rauch auf, worin sie acht bis vierzehn Tage bleiben. Auch Gansschlegel sind geräuchert ausgezeichnet: man kann sie nach Art des geräucherten Ochsenfleisches benutzen oder in Sauerkraut, Winterkohl und Bohnen kochen.

Hals, Kopf, Flügel, Keulen, Füße, Herz und Magen salzt man entweder ein, oder man kocht Gänsesülze oder Gänseklein davon, wozu es ja nicht an Rezepten fehlt. Der Magen schmeckt sehr gut, gleichviel ob man ihn in Stücke zerschnitten in die Suppe giebt, oder gesalzen und geräuchert, nach Bedarf gekocht und auf einer Reibe fein gerieben, zu Butterbrod genießt.

Ganz besonders hat aber schon von Alters her die zarte Gänseleber Gnade vor den Augen der Feinschmecker gefunden, und schon bei den alten Römern mästete und stopfte man die schnatternden Vögel auf ganz ähnliche Weise wie noch heute, um eine möglichst große Leber zu erzielen. Für Gansleber in Sauce, gebratene Leber u. s. w. bietet jedes Kochbuch Vorschriften; wir lassen hier zum Schluß noch ein treffliches Rezept zur Herstellung einer Straßburger Gänseleberpastete folgen. Nimm eine oder mehrere Lebern, immer soviel wie einen flachen Teller völlig bedecken würden, schneide die gelben Stellen, wo die Gallenblase gesessen hat, sauber aus und lege die Lebern dann 24 Stunden in süße Milch. Diese muß während der Zeit dreimal erneuert werden, wenn die Lebern recht zart und weiß aussehen sollen. Nun läßt man sie auf einem Sieb abtropfen, trocknet sie mit einem weichen Tuch und häutet sie sorgfältig. Die kleineren Stücke hackt man mit 1 Pfund ungeräuchertem Speck und 1 Pfund zartem Schweinefleisch vom Rücken recht fein. Gleichzeitig sind $1^1/_2$ Pfund feingehackte, gut gereinigte Trüffeln und 2 Weinglas Madeira oder guter Rothwein nebst 100 Gramm Butter weich zu dämpfen; ebenso werden die fein gehackten Trüffelschalen mit $1^1/_2$ Pfund geschabtem, ungeräuchertem Speck und einer ganzen Zwiebel bei ganz geringer Hitze weich gedämpft, ohne daß sich das Fett bräunt. Ist dieses etwas abgekühlt, so mischt man es mit der Leber- und Fleischsauce, thut Salz, gestoßenen weißen Pfeffer nebst 1 Löffel fein geriebenen Majoran und Thymian daran, streicht es durch ein Sieb und vermischt es mit den gehackten Trüffeln. In einer passenden thönernen Pastetenform, die man mit dünnen Speckseiten ausgelegt, werden nun Boden und Wände mit einer gut fingerdicken Lage der Farce bestrichen, auf die man die gespickten Lebern legt; alle kleinen Zwischenräume werden mit Farce ausgefüllt und auch die gespickte Leber mit einer Schicht Farce bedeckt. Darauf kommt dann wieder Leber, und so füllt man die ganze Form, mit einer Farceschicht schließend. Darüber deckt man Speckscheiben, legt einen Bogen weißes Papier und den Deckel der Form darauf und bäckt die Pastete langsam au bain marie zwei Stunden im mittelheißen Ofen. Nach dem Herausnehmen muß sie acht bis zwölf Stunden lang im Wasserbad völlig erkalten und wird, nachdem das Papier abgenommen, mit weißem lauwarmem Schweineschmalz übergossen. Ist dies erstarrt, kommt der Deckel wieder drauf, und zuletzt wird der Rand luftdicht mit einem Papierstreifen verklebt.

Frau von Mitleid.

Von Max Kretzer (Charlottenburg). (Nachdruck verboten.)

Sie hieß natürlich anders. Man nannte sie aber allgemein nur „Frau von Mitleid“, nachdem man zu der Ueberzeugung gekommen war, daß dieser Spitzname sich mit ihrer Thätigkeit, die in einem umfassenden Wohlthun bestand, vortrefflich decke. Spottsüchtige Seelen hatten diese Bezeichnung für sie erfunden, weil sie trotz der trüben Erfahrungen, die sie mit ihrem guten Herzen gemacht hatte, niemals von dem eingeschlagenen Wege abwich, sondern, die Täuschungen der Welt und Menschen verachtend, immer auf's Neue sich bereit erklärte, Gutes zu stiften.

Ihre hohe, ehrwürdige Erscheinung mit den einnehmenden Gesichtszügen war in allen Salons des Berliner Westens bekannt, in denen sie eigentlich nur zu dem Zwecke auftauchte, um für die zahlreichen, mildthätigen Vereine, zu deren Vorständen sie gehörte, Propaganda zu machen; und es war kein Geheimniß, daß sie über die „Rentabilität“ ihrer Besuche genau Buch führe, dessen Inhalt sie bei Gelegenheit rücksichtslos preisgebe. Die Folge davon war, daß man eine Höllenangst vor diesen „wandernden Registern“ hatte, in denen durch einfache Ziffern die gesellschaftliche Stellung mit der christlichen Liebe genau abgewogen war, und sich daher gegenseitig den Rang ablief, nicht zu knausern, sobald es sich um irgend ein Magdalenenstift, eine Kleinkinderbewahranstalt oder eine Familie mit acht unerzogenen Kindern handelte, die ohne Ernährer in dem größten Elend sich befand.

Trotz alledem hätte man aber nicht behaupten können, daß Frau von X. zu jenen bekannten Klageweibern gehöre, die aus allgemeiner Menschenliebe die Taschen ihrer Nächsten zu erleichtern pflegen, ohne selbst ihr Scherflein dazu beizusteuern. Im Gegentheil war sie gerade Diejenige, die immer die Liste mit einer angemessenen Summe eröffnete, dadurch das gute Beispiel zur Nacheiferung gebend. Und gerade, weil man wußte, daß ihr jeder wohlfeile Sport in dieser Beziehung fern lag, fühlte man eine Art moralischen Zwangs, sich nicht abweisend zu verhalten.

Wenn sie Platz genommen hatte, mit einem milden Lächeln auf den Lippen ihre Wünsche vorbrachte, so war man bereits durch den Wohllaut ihrer Stimme bezwungen, der tief und voll klang, gleich dem einer Herrin, der alle Töne zur Verfügung stehen. Diese mystische ihr wohlbewußte Macht, die sie ausübte, erleichterte ihr die Gänge und brachte sie nicht in die Gefahr, mit ihrem Zartgefühl in Konflikt zu gerathen.

Der Umstand, daß sie, solange man sie kannte, stets in Halbtrauer ging, trug dazu bei, die geheimnißvollen Gerüchte über sie zu verstärken, was auch durch die Aufklärung, sie trauere immer noch um ihren heißgeliebten Mann, nicht besonders abgeschwächt wurde. Viele fanden das etwas komisch, weil sie seit zehn Jahren bereits Wittwe war und man sich unmöglich dem Glauben hinneigen dürfe, es könnte gerade bei einer Frau, die sich vortrefflich „gehalten“ hatte, die Pietät solange übers Grab hinaus gewährt bleiben.

Es war an einem Nachmittage, im Dezember, am Kaffeetisch einer Kommerzienräthin. Man hielt gerade eine Komiteesitzung zu Gunsten armer Kinder ab, denen man zu Weihnachten aufbauen wollte. Die sechs Damen waren bereits bei der zweiten Tasse angelangt, als die Kommerzienräthin die Berechnung der zu kaufenden Kleidungsstücke unterbrach, den Bleistift auf den Bogen Papier vor sich legte und sich mit dem bekannten liebenswürdigen Zug auf ihren wohlgenährten Zügen an die große Wohlthäterin wandte:

„Verzeihen Sie eine etwas indiskrete Frage, meine Liebe . . .“

„Bitte sehr . . .“

„Ist es wahr, daß Sie ganz aus Ihren Mitteln ein neues Magdalenenhaus zu bauen gedenken?“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich weiß im Augenblick nicht gleich, wer's mir vor einigen Tagen gesagt hat, aber es wurde mit so großer Bestimmtheit behauptet, daß es mich drängte, diese Frage an Sie zu richten.“

„Da man bereits darüber gesprochen, so brauche ich ja kein Geheimniß mehr daraus zu machen. Es ist in der That so: ich bin bereits um die Genehmigung dazu eingekommen. Es soll ein schmuckes Häuschen werden, mitten in einem Garten gelegen. Ich habe vorläufig an zwölf Personen gedacht, die Aufnahme finden sollen, um unter harter Arbeit und strenger Aufsicht ein geregeltes Leben zu führen.“

„Sie geben uns eine neue Veranlassung, meine Liebste und Beste, Ihren Edelmuth zu bewundern“, sagte die Kommerzienräthin wieder und reichte ihr über den Tisch die Hand. Auch die übrigen Damen, ebenfalls reiche Kaufmannsfrauen, gebrauchten einige Redensarten, die den Zweck haben sollten, der Vorrednerin beizustimmen.

„Danke, danke bestens, meine Damen, für Ihre gute Meinung“, warf Frau von Mitleid dazwischen, ohne eine Miene zu verziehen; dann fügte sie hinzu: „Ich bin diese Stiftung dem Andenken meines Mannes schuldig, der sich für das Magdalenenthum immer stark interessirt hatte. Er war einer der besten Menschen, die man sich denken konnte.“

Ihr Blick schien sich zu umfloren, als sie nun, nachdenklich werdend, das Haupt neigte und sich eine Minute lang ihren Empfindungen überließ.

Alle begriffen sie und schwiegen, bis die Frau Kommerzienräthin dazwischen platzte: „Dann möchte ich Sie bitten, mir einen kleinen Gefallen zu erweisen, meine Liebste, Beste. Auf alle Fälle werden Sie doch einer Vorsteherin, einer sogenannten Oberin bedürfen. Ich könnte Ihnen jetzt schon eine Vertrauensperson empfehlen, die alle Eigenschaften besitzt, wie man sie bei einem derartigen schwierigen Amt voraussetzen muß.“

Die etwas redselige Kommerzienräthin war im besten Zuge, die Eigenschaften der von ihr Empfohlenen so eingehend als möglich zu schildern, als Frau von Mitleid ihr kurz das Wort abschnitt, indem sie sagte:

„Es thut mir sehr leid, Frau Räthin, Ihnen diesmal nicht dienen zu können. Ich habe meine Wahl bereits getroffen.“

„Mein persönliches Pech, ich komme mit meinen Empfehlungen immer zu spät,“ erwiderte die Kommerzienräthin gut gelaunt; dann fuhr sie sogleich fort: „Darf ich mir erlauben zu fragen, wer die Bevorzugte ist?“

„Eine Dame, die Sie Alle kennen,“ gab Frau von Mitleid zurück; „ich selbst werde die Leitung des Stifts übernehmen.“

Sie hatte ihr altes Lächeln wiedergefunden, mit dem sie sich nun an der Ueberraschung der Damen zu weiden begann. Dann machte sie dem Erstaunen und den Einwendungen dadurch ein Ende, daß sie näher auf ihren Plan einging, und in ihrer ruhigen sachlichen Weise alles das vortrug, was sie zu dem Entschlusse gebracht habe, sich aus der Gesellschaft zurückzuziehen und ihre Lebensaufgabe fürderhin allein darin zu sehen, abgeschlossen von der großen Welt, reuevollen Sünderinnen die letzten Jahre ihres Lebens zu widmen. Sie habe eine entfernte Verwandte entdeckt, ein nicht mehr ganz junges Mädchen aus besseren Kreisen, das, verleitet durch ihr heißes Blut, aus der Art ihrer Angehörigen geschlagen sei. Dem Heile dieser Person solle in erster Linie ihre mütterliche Fürsorge gelten. Und wenn sie nur diese eine Seele errette, so werde sie schon dem Himmel Dank dafür wissen und darin die schönste Belohnung ihres Strebens sehen.

Sie hatte mit bewegter Stimme gesprochen, wie immer, wenn ihr das Herz auf der Zunge lag und sie ihre Zuhörer von der Nothwendigkeit einer vorzunehmenden Handlung überzeugen wollte. Nur mit dem Unterschiede, daß diesmal ihre Lippen zitterten, daß eine tiefe, innerliche Bewegung sich ihrer bemächtigt zu haben schien, als spräche sie zu Gunsten ihres eigenen Fleisches und Blutes. . . .

Es dauerte nicht lange, so hatte die „große Neuigkeit“ die Runde in den Kreisen gemacht, zu denen Frau von Mitleid in Beziehung stand. Nun begann im Geheimen ein Nachforschen darüber, wer die immerhin „interessante“ Verwandte wohl sein könne. Da man aber gerade bei Derjenigen, die weiteren Aufschluß hätte geben können, auf andauerndes Schweigen stieß, so sah man die Nutzlosigkeit ferneren Bemühens ein und wartete auf die Stunde, wo man dem neuen Stifte seinen Besuch werde machen können, um das „Rettungs-Objekt“ von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Im Herbst des neuen Jahres wurde die Anstalt eröffnet. Es war ein schmuckes Häuschen in einer Vorstadt, das hinter einer hohen Mauer zurückgebaut von der Straße, inmitten eines

Gartens lag, und ganz den Eindruck einer behaglichen Häuslichkeit machte, die irgend eine der Ruhe bedürftige Privatperson sich geschaffen habe. Hinter dem Wohnhause lag ein zweites Gebäude, das die Wasch- und Nähräume enthielt, in denen die Rettungszöglinge bei täglicher, anstrengender Arbeit sich allmählich an die Wandlungen ihres Schicksals gewöhnen sollten.

Es war am Morgen eines sehr schönen Oktobertages, als endlich diejenige eintraf, die man seit zwei Tagen bereits erwartet hatte. Sie war in einer Droschke angekommen, und „Schwester" Martha, eine sympathische Brünette in reiferen Jahren, die sich freiwillig in den Dienst der menschlichen Liebe gestellt hatte, beeilte sich, sofort das Gepäck entgegen zu nehmen und sie mit freundlichen Worten willkommen zu heißen, im Stillen verwundert darüber, eine hohe, fast stolze Erscheinung vor sich zu haben, deren Aehnlichkeit mit der Gebieterin in diesem kleinen Reiche unverkennbar war. Sie hatte eine etwas verwahrloste heruntergekommene Person erwartet, und sah sich nun einer eleganten, vornehm gekleideten Dame, Mitte der Zwanziger gegenüber, deren lustige, herausfordernde Miene wenig zu der Umgebung paßte.

„Die Oberin erwartet Sie bereits", sagte sie unwillkürlich beklommen, und führte sie dann dem Parterregeschoß links zu, wo das Empfangszimmer Frau von Mitleids lag. Diese, noch immer in dem schwarzen, bis zum Halse geschlossenen Kleide, das jetzt mehr denn je dazu diente, äußerlich ihre Würde zu erhöhen, stand am Fenster hinter der Gardine und hatte, vor Aufregung zitternd an allen Gliedern, den Vorgang draußen beobachtet.

Mit aller Macht bezwang sie sich, um mit fester Stimme das „Herein" zu rufen und ihre aufrechte Haltung zu bewahren, die ihr zu der bevorstehenden Auseinandersetzung durchaus nothwendig erschien.

Dann standen sich Mutter und Tochter gegenüber — eine Weile lautlos und stumm, wie zwei Menschen, die es seit Jahren gewußt haben, daß es einstmals so kommen müßte, sich in ihrem Innern längst auf Alles vorbereitet hatten und nun überwältigt von der Ergriffenheit des Augenblicks nicht einmal das Stammeln einer Begrüßung finden können.

Mit gefalteten Händen, leise vor hin nickend, als wollte sie stumm noch einmal alles das bestätigen, was sie bereits wußte, blickte sie ihre Tochter an.

„Setz' Dich," sagte sie kurz, nachdem sie jedes zärtliche Gefühl, das wie rasend in ihr aufgestiegen war, mit aller Macht unterdrückt hatte.

Eveline wollte etwas sagen, sie machte eine Bewegung, als hätte sie die Absicht, der Mutter in die Arme zu stürzen. Diese aber wies gebieterisch auf einen Sessel am Tisch und sagte abermals: „Nimm Platz."

Einige Augenblicke blieb Eveline noch erwartungsvoll stehen, als müßte sie irgend ein freundliches Wort der Begrüßung zu hören bekommen; dann warf sie den Kopf ein wenig in den Nacken, wie sie es schon in ihrer frühesten Jugend zu thun pflegte, wenn sie irgend einem Befehle nur gezwungen Folge leistete, und that, wie ihr geheißen. Sofort aber begann sie lebhaft, während sie ihren Blick prüfend im Zimmer umhergleiten ließ: „Wenn Du schon kein Wort der Verzeihung für mich haben willst, Mama, so habe wenigstens die Güte, mir zu sagen, wo ich mich eigentlich hier befinde? Ich war schon ganz überrascht, als ich die fromme Schwester erblickte . . . . Du hast mich zu einer letzten Aussprache hierher befohlen, und ich habe mich sofort auf die Bahn gesetzt und bin Deinem Befehle gefolgt. Einen derartigen Empfang allerdings hatte ich nicht erwartet."

Sie hatte ihre Musterung des Zimmers beendet, überzeugte sich flüchtig von der Tadellosigkeit ihrer hellgelben Glacés, die eine auffallend kleine Hand umspannten, und ließ dann ihren Blick auf der Lackspitze ihres rechten Stiefeletten haften, die kokett unter dem Spitzensaum des Reisekleides hervorlugte.

„Jeder Mensch wird nach Verdienst behandelt," lautete die mit Ruhe gegebene Antwort. Sie wandte sich ab und schien auf's Neue einige Augenblicke mit sich zu kämpfen, dann trat sie auf ihre Tochter zu und sagte leise und bewegt: „Gestern waren es zehn Jahre, seitdem Du unser Haus verlassen hast, ohne Rücksicht auf die Liebe Deiner Mutter zu nehmen und auf den damals leidenden Zustand Deines Vaters, dessen Leben durch Deine unbesonnene That verkürzt wurde. Ein geschniegelter und verlogener Bühnenharlekin, der Dir den Kopf verdrehte, lag Dir näher, als die Ruhe und das Glück Deiner Eltern, die Dich mit Aufopferung groß gezogen hatten . . . . Als Stern am Bühnenhimmel glaubtest Du zu glänzen, und was ist das Ende vom Liede gewesen? — eine Schmierenkomödiantin ist aus Dir geworden, die sich bei jedem neuen Engagement den Kopf darüber zu zerbrechen hat, auf welche Art sie zu der neuen glänzenden Garderobe kommen soll."

„Aber erlaube gefälligst, Mama, ich muß doch bitten . . ."

„Ruhig, unterbrich mich nicht — ich weiß Alles!" herrschte sie sie an, that einige Schritte durch's Zimmer und blieb dann mit verschränkten Händen, zitternd vor Aufregung, wieder vor ihr stehen. Und mit einer Stimme, der man es anmerkte, daß tiefes, unterdrücktes Mitleid mit auflodernden Zorne rang, fuhr sie fort: „Ich müßte ja nicht Deine Mutter sein, Dich nicht mit Schmerzen zur Welt gebracht haben, wenn ich nicht während dieser zehn Jahre das Bestreben gezeigt hätte, mich über Deine sogenannte Siegeslaufbahn genau unterrichten zu lassen. Ich hatte meine bestimmten Quellen, die Geld kosteten, die aber sichere Auskunft spendeten. Nimm also an, daß ich Deine durchlebten Abenteuer genau kenne . . . Man kann wohl mit Gewalt Erinnerungen unterdrücken, Gewesenes aber nie vergessen."

„Aber Mama, wer war es denn, die mir die Rückkehr unmöglich machte? Du, — Du allein."

„Ich wollte keine Tochter mehr haben, die Schande auf unsern Namen gebracht hatte. Deshalb verleugnete ich Dich überall und gab mich für kinderlos aus, als wir nach Berlin übersiedelten."

„Dann wundert es mich, daß Du Dich meiner überhaupt noch erinnert hast."

„Ich sagte ausdrücklich, ich wollte keine Tochter mehr haben, das schließt aber nicht aus, daß ich eine solche wiederhaben möchte."

„Und wodurch könnte ich das erringen? Bitte, sei gnädig und verfahre kurz mit mir." Sie strich den Halbschleier zurück, so daß die schwach gepuderten Wangen sichtbar wurden, und blickte, da sie ihre Sicherheit wiedergewonnen hatte, herausfordernd auf ihre Mutter. Das ganze Zimmer war fast erfüllt von dem Patchouliduft, den sie mit hereingebracht hatte, und der von ihr so unzertrennlich zu sein schien, wie der auffallend große und bunte Pariser Modehut und die breiten, unechten Kettenarmbänder, an denen eine Anzahl großer, nachgemachter Münzen sich unangenehm bemerkbar machten.

„Das sollst Du hören," erwiderte die Mutter, die diese ganze äußere Erscheinung einer schiffbrüchigen weiblichen Existenz mit stillem Entsetzen bereits in sich aufgenommen hatte. „Du befindest Dich hier in einem Magdalenenstift, das von mir begründet worden ist und dessen Oberin ich bin."

„Also eine Art Rettungshaus für verdorbene Seelen, nicht wahr?" gab Eveline mit leisem Spott zurück.

„Nenne es wie Du willst, die Hauptsache ist, daß Du seine Bedeutung begreifst. Ich will nicht viele Worte machen. Fühlst Du noch die moralische Kraft in Dir, Dich unseres bis vor zehn Jahren fleckenlos gewesenen Namens, den Du auf Deinen sogenannten weltbedeutenden Brettern abgelegt hast, wieder würdig zu erweisen, so kannst Du hier eine Stätte finden, um unbeobachtet von der Außenwelt bei andauernder Arbeit meine Liebe wieder zu erringen. Es wird eine harte Prüfung für Dich werden, um so schöner aber wird eines Tages die Belohnung für Dich sein, die darin besteht, daß Dir dereinst mein ganzes Vermögen zufällt, das ich im andern Falle bis auf den Pflichttheil wohlthätigen Zwecken vermachen würde, wozu die ersten Schritte auch bereits gethan sind."

„Wie lange soll diese Prüfungszeit währen?" Sie fragte das ungefähr mit demselben Tone, als säße sie in einer Theateragentur und verhandelte über die Dauer ihres Kontraktes.

„Drei Jahre. Während dieser Zeit wirst Du als eine ferne Verwandte von mir gelten, Dich in Allem den strengen Regeln dieses Hauses unterwerfen und Dich durch Nichts von Deinen Genossinnen unterscheiden."

„Und worin soll meine Arbeit bestehen?"

„Im Waschen und Plätten zunächst. Alles Weitere soll davon abhängen, ob die einstigen guten Triebe in Dir wieder lebendig werden."

Statt der Antwort lachte sie leicht auf, erhob sich mit einem Ruck, stand steif und groß vor ihrer Mutter und sah diese mit einer Miene an, als hätte sie Jemand vor sich, an dessen Verstande sie zweifelte. Plötzlich blickte sie zum Fenster hinaus, überlegte eine Weile und sagte dann mit großer Bestimmtheit: „Es ist gut, Mama, Du sollst mich wieder haben."

Schweigen trat ein. Frau von Mitleid durchrieselte es warm bei dem Gedanken, es könnte der Tag kommen, der Alles Vergangene vergessen machte.

Sie war nahe daran, die Arme auszustrecken und die in diesem Augenblick bereits Wiedergesundene an ihr klopfendes Herz zu drücken, als sie sich besann und abgewendet, mit geschlossenen Augen, kraftvoll die emporschlagenden Seelenflammen natürlicher Liebe erstickte. Sie wollte keine Schwäche zeigen, bevor ihr Ziel nicht erreicht war.

In dieser Nacht, die sie fast schlaflos verbrachte, sandte Frau von X. heiße Gebete zum Himmel empor, er möchte ihr beistehen, das unternommene Werk zum Heile von Mutter und Tochter bis zu Ende zu führen.

Sechs Wochen lang zeigte sich Eveline von einem Fleiße, einer Ausdauer, die ihre Mutter in Erstaunen setzten und sie innerlich beglückten. Sie verrichtete die harte Arbeit von früh bis spät mit einer Geschicklichkeit, als hätte sie bisher nichts anderes gethan. Und dazu gesellte sich ein liebenswürdiger Frohsinn, der die Oberin und die beiden „Schwestern" in Entzücken versetzte und auf ihre Leidensgefährtinnen wohlthuend zu wirken begann.

Mit dem Beginn des kommenden Monats war sie plötzlich verschwunden. Sie hatte es verstanden, des Morgens in aller Frühe auf unaufgeklärte Art und Weise zu dem verschlossenen Raume zu gelangen, in dem sich ihre elegante Garderobe befand, hatte mit dieser die Anstaltskleidung vertauscht und war unsichtbar geworden. Am andern Tage erhielt die Oberin folgendes Schreiben:

„Liebe Mama!

Ich vermag die „Prüfung" nicht zu ertragen. Es wäre nutzlos gewesen, noch länger zu heucheln und einen Entschluß hinauszuschieben, der auf alle Fälle eines Tages kommen mußte. Du selbst hast mich zu seiner Ausführung getrieben. Niemals wird man durch Gewalt eine starrköpfige Natur, wie ich es nun einmal bin, anders zu bändigen verstehen, als indem man ihr die Ausübung des freien Willens gestattet. Hättest Du mich nicht zu einer unwürdigen Sklaverei verdammt, mich nicht dazu erniedrigt, in Gemeinschaft mit Geschöpfen, die in ihrer Bildung weit unter mir stehen, die niedrigsten Dinge zu verrichten, so hätte ich vielleicht freiwillig, aus mir heraus, das wieder werden können, was Dir nach Deiner Meinung, zu einer sogenannten „Rettung" nun einmal unumgänglich nothwendig erscheint. Einkehr in sich selbst bei einem gebildeten Menschen ist nur möglich durch Selbstbestimmung, nicht durch Zwang eines Andern. Ich weiß, ich habe gefehlt, aber ich war jung und unerfahren. Bei Gott, aber nicht schlecht! Schlecht haben mich erst die gemacht, die für meine Jugendsünden keine Verzeihung hatten, sondern mich mit ihrem Fluch belegten. . . . Aber nicht nur die Erniedrigung hat mich auf's Neue von Dir getrieben, sondern der Gedanke, ich würde, wenn ich meine Prüfung bestünde, tausend Armen eine warmherzige Wohlthäterin entziehen. Hast Du mir doch selbst gesagt, daß Dein Wohlthun mit dem Tage begonnen habe, wo Du annahmst, keine Tochter mehr zu besitzen, und daß Dir dadurch in stiller Trauer Erhebung und Erlösung geworden sei! Alles das würde sich aber jedenfalls ändern, wenn Du mich „wiedergefunden" und zur alleinigen Erbin eingesetzt hättest. Ganz und gar nicht nach meinem Geschmack! Ich habe das Geld verachten gelernt, in trüben wie in heiteren Tagen. Ich war auf dem Gipfel und im Abgrund — immer aber heiter und guter Dinge. Dem Sturm des Lebens habe ich meinen Trotz entgegengesetzt (Du nanntest ihn Eigensinn) und stets bin ich Siegerin geblieben. Lebewohl, bald wirst Du Weiteres von mir hören.

In ewiger Liebe und Dankbarkeit

Deine einzige

Eveline."

Als die Oberin diesen Brief zu Ende gelesen hatte, seinen Inhalt dann zum zweiten und dritten Male durchgegangen war, weinte sie hinter verschlossener Thür heiß und bitter. Nach und nach erst erlangte sie die Fassung, dämmerte ihr die unheilvolle Ahnung, sie könnte alles Gute im Leben umsonst gethan haben, weil es ihr nicht gelungen war, die Anerkennung ihres gütigen Herzens von der zu erlangen, die ihr am nächsten lag.

Lange hörte sie nichts von ihrer Tochter, erst zwei Monate später, es war noch im Winter, wurde sie durch Zeitungsnachrichten auf ganz seltsame Gedanken gebracht. Man gab in einem Vorstadttheater, mit dem sich die Presse sonst nur vorübergehend zu beschäftigen pflegte, ein Stück, das weniger seines künstlerischen Werthes wegen Aufsehen erregte, als der großen Rolle halber, aus der es allein fast bestand und die, wie alle Blätter übereinstimmend mittheilten, von einer bisher unbekannten Schauspielerin meisterhaft zur Durchführung gebracht wurde. Das Stück führte den Titel „Rettung", und sollte von dem „Hausdichter" des Theaters nach einer wahren Begebenheit „verfertigt" worden sein.

Trotzdem der Name der Hauptdarstellerin noch niemals an Frau von Mitleids Ohren gedrungen war, ahnte sie doch, wer dahinterstecke. Eines Abends machte sie sich auf den Weg und löste sich einen Parquetsitz zu der Vorstellung, um so unauffällig als möglich den Vorgängen auf der Bühne folgen zu können. Sie hatte sich nicht getäuscht —: es war in der That ihre Tochter, die ihre „Studien", die sie im Magdalenenstift gemacht hatte, mit einer Realistik und einer innerlichen Kraft zur Darstellung brachte, die verblüffend wirkte und nach jeder Szene das Publikum zu Beifallsstürmen hinriß. Das war nicht mehr bloßes Spiel, sondern die Entäußerung des eigenen Ichs der Künstlerin, getragen von heißem Temperament und tiefem Gefühle.

Als im dritten Akte eine Szene kam zwischen der Heldin und der Oberin des Stifts, in der das Publikum bereits erfuhr, was es längst geahnt hatte: daß man Mutter und Tochter vor sich habe; als in der Auseinandersetzung fast dieselbe Anklage fiel, die Frau von Mitleid aus dem letzten Briefe ihrer Tochter erkannte, überkam sie eine so große Aufregung, daß sie den Schluß des Stückes nicht abwartete, sondern das Theater verließ. Es stand bei ihr unerschütterlich fest, daß über Nacht aus ihrer Tochter eine große Künstlerin geworden sei und daß der „freie Wille" den Sieg über den Zwang davon getragen habe.

Mutter und Tochter söhnten sich bald darauf aus. Eveline erhielt ein glänzendes Engagement nach Hamburg, wogegen ihre Mutter ein Landhaus in der Nähe Berlins erwarb, von wo aus sie die Bühnentriumphe ihrer Tochter verfolgte. Die Leitung des Magdalenenhauses hatte sie in andere Hände gelegt, nachdem für die fernere Existenz desselben von ihr gesorgt worden war. Seitdem der Plan mit ihrer Tochter zu nichte geworden, war ihr persönlich die Lust zur Rettung Anderer vergangen.

Nach wie vor aber blieb sie die „Frau von Mitleid", die nach Kräften Wunden heilte, die das Leben geschlagen hatte.

V. T. C.

Aus dem Ungarischen des Carl Murai. Von L. Born.

(Nachdruck verboten.)

In erster Reihe muß ich konstatiren, daß diejenigen Mitglieder des Végcsorogaer Touristenklub, welche an dem Sonntagsausflug des Vereins nicht theilgenommen, ihr Fernbleiben tief und nachhaltig bedauern dürfen, denn der seit dreieinhalb Monaten bestehende und blühende Verein hat noch niemals eine so gemüthliche Unterhaltung veranstaltet. Dieser Ausflug sucht seinesgleichen und verdient, daß man ausführlicher über ihn spreche, schon deshalb, damit die Touristen, welche den Ausflug versäumt, im Klaren seien über den Verlust, welcher sie in Folge ihres Fernbleibens getroffen.

Vor allem muß ich vorausschicken, daß unser junger, aber zu großen Hoffnungen berechtigender Verein, welcher das Erklimmen der innerhalb der Végcsorogaer Grenze auffindbaren Bergspitzen zu seinem Ziele gemacht, in der Person des verehrlichen Herrn Peter Motola einen Vizepräsidenten von trefflichen Qualitäten besitzt. Der Herr Vizepräsident besorgt nicht nur die Bureauarbeiten, sondern er leitet auch die Ausflüge des Vereins, noch dazu mit Fachkenntniß, heroischer Ausdauer und mit einer alle erheiternden goldenen Laune. Und er leitet auch unsere letzte Partie, an welcher neun Personen theilnahmen, mit-

eingerechnet die Wittwe Frau Agathe Szivar und auch ihr liebes Töchterchen, Fräulein Katharina.

Die Eisenbahn, welche uns zur betreffenden Station zu befördern hatte, polterte Punkt Mitternacht in den Végcsorogaer Bahnhof. Bis zu dieser Zeit harrten wir im Wartesalon, den man nur eine halbe Stunde vor Ankunft des Zuges zu beleuchten pflegte. Andere ungemüthlichere Reisende hätten sich wahrscheinlich darüber geärgert, aber wir Touristen hatten ja Gesellschaft und zerstreuten uns prächtig. Unser, die „laufenden Angelegenheiten so gewissenhaft führender Vizepräsident, erfand ein geistreiches Gesellschaftsspiel, zu dem das Dunkel vollkommen paßte. Die Zerstreuung bestand nämlich darin, daß in der Finsterniß einer auf den Rücken des andern schlug und der Betreffende, der den Schlag bekam, stets den Schläger herausfinden mußte, was auch nicht schwer war, denn wir erkannten Jeden rasch in der Art des Schlages. Die Damen waren natürlich vom Spiele ausgeschlossen, trotzdem ereignete es sich zweimal, daß die verehrte Frau Szivar aufschrie, was wohl bewies, daß sie einen Schlag bekommen hatte.

Andere Damen hätten sich unzweifelhaft darüber beschwert im vollen Gegensatz zu ihr, die über die Sache herzhaft lachte. Nach dieser unbeschreiblich anmuthigen und gemüthlichen Unterhaltung stiegen wir gemächlich in den einfahrenden Zug und überfielen die schlafenden Passagiere der dritten Klasse, die, nachdem sie keine Touristen waren, zu murren begannen, und in dieser Form anzeigten, daß so feine Reisende wie wir, wohl in der ersten Klasse fahren könnten.

In Folge dieses Brummens trat Feri Bütyök vor die zwei murrenden Reisenden hin und schüttelte heftig ihre Ohren. Darauf stieß ihn Jemand so stark, daß er niederfiel und während der ganzen Partie hinken mußte, zum prächtigen Ergötzen der lustigen Gesellschaft, deren Mitglieder die geistreichsten Witze machten über den hinkenden Kameraden.

Es war gerade ein Uhr nach Mitternacht, als wir vom Zuge abstiegen und dort standen: am Fuße des zu erkletternden Berges. Aber wir konnten nicht gleich weiterschreiten und so kehrten wir sofort ins Wirthshaus ein, was nicht leicht ging, weil der berühmte Wirth uns absolut nicht die Thür öffnen wollte. Diese Situation war außerordentlich anmuthig Das Wirthshaus war geschlossen. Wir standen draußen auf der Gasse, die Hunde bellten und der Regen begann zu sprühen. Man konnte nicht zwei Schritte weit sehen. Demzufolge machte die verehrte Frau Szivar die humoristische Bemerkung, daß, wenn Jemand sie jetzt küssen würde, sie niemals wissen könnte, wer der Dieb gewesen sei. Darüber lachten wir ausgiebig aber noch mehr darüber, daß mich, der ich neben Fräulein Katharina stand, Jemand küßte, dem gewiß ein Faden meines struppigen Schnurrbartes an dem Munde hängen blieb.

Der Wirth machte uns endlich die Thüre auf, aber da waren wir schon naß, denn der Regen begann jetzt lustiger zu plätschern. Mit grenzenloser Freude occupirten wir den großen Saal der Csárda und ließen uns auf Sessel nieder, bei einer kleinen Wachskerze, in dem angenehmen Bewußtsein, daß wir hier noch drei Stunden verbringen müssen.

Diese drei Stunden vergingen mit wunderbarer Schnelligkeit und wir werden unser Leben lang gerne an diese Zeit zurückdenken. Wir platzten natürlich vor Lachen, besonders nachdem wir einige Gläschen Branntwein getrunken hatten. Die Schläfrigkeit hatte uns zwar übermannt und wir schlummerten alle auf unseren Sitzplätzen. So geschah es denn, daß so oft Jemand von seinem Stuhle niederfiel, sich immer ein allgemeines Schreien erhob. Und als wir so um circa drei Uhr vor Schläfrigkeit nicht mehr wußten, was anzufangen, öffneten wir die Fenster, durch die zu Tausenden die Mücken ins Zimmer flatterten . . . .

Damit erreichte natürlich unsere Schläfrigkeit ihr Ende. Wir dachten oft und melancholisch an die zu Hause Gebliebenen, welche ruhig in ihren Betten schlafen konnten und diese wunderbare Nacht und ihre unendlich anmuthigen Scenen nicht zu genießen vermochten, was für sie umso bedauernswerther sein mußte, als es zweifelhaft erschien, daß wir noch in dieser Saison einen so heiteren und gelungenen Ausflug zu veranstalten in der Lage sein dürften.

Als unser Vizepräsident das erste Zeichen gab, machte sich unsere Gesellschaft auf den Weg, immer nach oben, damit sie auf die Spitze des Kakastö gelange. Die Luft war rein, der Morgen begann zu dämmern, und er küßte glühende Rosen auf das reizende Antlitz des Fräulein Katharin. Das Fräulein begann sehr laut ein beliebtes Volkslied zu singen und wurde von Herrn Bityök sehr fein begleitet. Das Duett war von erhebender Wirkung auf die ganze Gesellschaft. Die poetische Situation veränderte sich aber jählings. Sie veränderte sich nämlich aus dem Grunde, weil der junge Sekretär unseres Vereines, Herr Serkerki, im Uebereifer vorauskletterte, endlich stolperte und zu unseren Füßen niederfiel. Herr Serkerki schrie zwar viel stärker als es nothwendig gewesen wäre, aber die Situation rechtfertigte ihn, denn als er sich erhob, gewahrten wir, daß seine Gesichtshaut da und dort abgerieben war.

Dieser kleine Unfall wirkte nur ermunternd auf uns und auf Herrn Serkerki, der seinen Eifer ein wenig dämpfte und ruhig zurückblieb. Eine Weile darauf schrie der immer lustige und zu flotten Streichen aufgelegte Herr Motola: „Da lauft ein Bär“. Wir waren so überrascht, ja entsetzt, daß wir mit einem Male alle verschwanden. Wir Männer kletterten auf die Bäume, Frau Szivar sprang in den neben uns herfließenden Bach und Fräulein Katharina wurde ohnmächtig. Herr Motola, der diesen genialen Scherz gewagt, verfiel in ein gurgelndes Lachen und konnte kaum zu sich kommen. Die aus dem Bache steigende Wittwe war ärgerlich, aber später als sie sich in dem Spiegel besah, lächelte sie. Und auch Fräulein Katharina lächelte liebenswürdig, als wir sie nach vielen Kämpfen wieder zum Leben gebracht und sie schrak noch nach Tagen aus ihren Träumen auf, verfolgt von einem wilden Thier.

Alle diese heiteren Episoden erhöhten nur unseren Appetit und als wir uns auf einem schönen Plätzchen niederließen, um zu frühstücken, stellte es sich heraus, daß wir unsere Vorräthe im Wirthshause vergessen hatten. Jedermann kann sich vorstellen, welch' lustige, und unvergeßliche Zeiten nun folgten. Einer lachte mehr als der Andere und die gute Laune wuchs umsomehr, als es offenkundig war, daß wir in das Wirthshaus erst spät Abends zurückkommen und bis dahin nirgends etwas zum Beißen kriegen.

In dieser anscheinend unangenehmen Situation verbarg sich irgend ein geheimer Reiz und wir fühlten uns so wohl, daß wir die zu Hause Gebliebenen bedauerten, die bei reichem Frühstück sich kaum vorstellen konnten, was Hunger sei.

Unser Glück war noch, daß die Herren Mützöla und Motola Cigarren bei sich hatten und wir so den Hunger wenigstens theilweise zu stillen vermochten. Auch die Damen zündeten sich Cigarren an, aber nicht mit besonderem Glück.

Nach einer gewissen Pause setzten wir mit ungebrochener Kraft und Ausdauer den nach oben führenden Weg fort. Der Weg wurde immer steiler und unbequemer, so daß wir auf den Händen klettern mußten, während die Sonne heiß hernieder brannte und selbst die Felsen erwärmte.

Und als wir dann auf dem Berge anlangten und sich in uns Allen der Wunsch regte, zwei Bären aufzuessen, begann ein Sturm zu wüthen, wie ihn nur wenige Touristen zu sehen das Glück hatten. Ha, es war etwas Erhabenes; dieser wilde Sturm, der uns heftig umbrauste, so daß Fräulein Katharina und Mama in eine Ohnmacht fielen und wir die Beiden hinunter führen mußten. Das war wohl anstrengend, aber auch angenehm. Bei jenen Mitgliedern, welche an diesem Intermezzo nicht theilnahmen, erregte die Scene unbegreifliche Lachstürme.

Und eben die gemüthliche, von jeder Convenienz freie Unterhaltung war es, welche uns den hier beschriebenen Ausflug des V. T. C. ewig denkwürdig erscheinen läßt, dieses wunderbare Amüsement, von welchem sich kein einziges Mitglied unseres Vereines hätte fern halten sollen . . .

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.